



Nr. 15.

Posen, den 9. April.

1893.

Der Freund des Todes.

Eine phantastische Geschichte aus dem Spanischen des Don Pedro de Alarcon.

Deutsch von Babette Arnous.

(Nachdruck verboten.)

I.

Verdienste und Dienste.

Er war ein armer Jüngling, schlank, bleich, schwächlich, aber mit guten schwarzen Augen, einer hohen, offenen Stirn und den schönsten Händen der Welt.

Obgleich nur schlecht gekleidet, hatte er doch ein stolzes Wesen und war dabei von unwürdlich guter Laune. Er zählte neunzehn Jahre und hieß Gil Gil.

Gil Gil war Sohn, Enkel, Urenkel und Gott weiß was noch, von einer stattlichen Anzahl der vorzüglichsten Hoffschuhmacher und als er zur Welt kam, verursachte er den Tod seiner Mutter, der schönen Crispina Lopez, deren Vater, Großvater und Urgroßvater ebenfalls zu der ehrenwerthen Kunst der Schuhmacher gehört hatten. Juan Gil, der gesetzliche Vater unseres trübseligen Helden, fing nicht damit an, diesen zu lieben, als er erfuhr, daß er den ersten Schritt zur Pforte des Lebens machen wollte, sondern erst als er durch dieselbe bereits eingetreten war, um so mehr als dieser Eintritt ihn seiner Gattin beraubte. Daraus wage ich zu folgern, daß der arme Schuster und die schöne Crispina Lopez das Beispiel einer schlechten, wenn auch nur kurzen Ehe gaben.

Ja, diese Ehe war sogar so kurz als sie es in gewisser Hinsicht nur sein konnte. Ich will damit sagen, daß Gil Gil ein Siebenmonatskind war, oder, noch besser gesagt, daß er sieben Monate nach der Heirath seines Vaters geboren wurde.

Obgleich dem Scheine nach zu urtheilen, Crispina Lopez verdient hätte, tief betrauert zu werden, so trug man doch das tiefere Mitleid Juan Gil entgegen. Das kam daher, weil sie ihm bei ihrer Uebersiedlung aus der väterlichen Werkstatt in ihr neues Heim außer einer fast überirdischen Schönheit, vielem Hausgeräth und reichlichem Kleiderschmuck auch noch ein reiches Pfarrkind als Mitgift zugebracht hatte, — nichts Geringeres, als einen Grafen — Grafen de Rionuevo, der nach einigen Monaten (nehmen wir an, sieben) den wunderlichen Einfall hatte, seine zarten, kleinen Füßchen in die plumpe Werkstatt des guten Juan zu setzen, des unwürdigsten Vertreters der heiligen Märtyrer Crispin und Crispiniano, die jemals gestorben sind.

Ferner wissen wir, was eigentlich zu wissen garnicht bemerkenswerth ist, daß Gil Gil seinen Vater, oder richtiger den ehrbaren Schuhmacher Juan Gil, durch den Tod verlor, als er, im Alter von vierzehn Jahren, schon selbst auf dem Wege war ein guter Schuhflicker zu werden und daß der edle Graf de Rionuevo, der großes Mitleid mit der armen Waise

fühlte, ihn als Page in seinen Palast nahm und zwar nicht ohne Widerspruch der Frau Gräfin, die schon von dem Sohne gehört, den Crispina Lopez seiner Zeit in die Welt gesetzt hatte.

Unser Held hatte auch einige Erziehung genossen. Er verstand zu lesen und zu schreiben, kannte das christliche Glaubensbekenntniß, fing sogar an, mit einem Priester, der viel im Hause verkehrte, Latein zu treiben. In der That waren dies die schönsten Jahre in Gils Gils Leben, schön nicht etwa, weil es dem Armen an Kummer gefehlt hätte, (denn den verursachte ihm die Gräfin in reichem Maße, weil sie ihn zu jeder Gelegenheit an Leder und Knieriemern erinnerte), sondern weil er seinen Beschützer Abends in das Haus des Herzogs von Monteclaro begleitete und dieser Herzog eine Tochter besaß, welche voraussetzlich die einzige Erbin seiner jetzigen und zukünftigen Güter wurde und obenein von hervorragender Schönheit . . . ungeachtet ihr Vater sehr häßlich und äußerst unliebenswürdig war.

Helena strahlte im Glanze des zwölften Lenzes, als sie Gil Gil kennen lernte und da der junge Page in jenem Hause für den Sohn einer vornehmen, aber herabgekommenen Adelsfamilie galt — frommer Betrug des Grafen Rionuevo — verschmähte es das holde Fräulein nicht, in seiner Gesellschaft mit den Dingen zu spielen, mit denen die meisten spielen; scherzes halber näherte sie sich ihm um so mehr, als sie ihm den Titel eines Bräutigams gab, wodurch sie ihm mehr Neigung einzulößen suchte, als es ihre Jahre mit sich brachten, denn sie hatte inzwischen das vierzehnte und er das sechszehnte Jahr erreicht und so vergingen in süßem Scherz noch drei weitere Jahre.

Der Sohn des Schuhmachers lebte während derselben in einem wahren Taumel von Luzzus und Vergnügen. Er hatte Zutritt bei Hofe, verkehrte mit dem Adel und lernte seine Sitten; er radebrechte das Französische, das damals sehr in Mode war, lernte auch reiten, fechten, tanzen, Schach spielen, ja selbst ein wenig Schwarzkunst.

Doch hier kam der Tod zum drittenmale, grausamer als in den vorhergehenden Fällen und warf die Zukunft unseres jungen Freundes in Trümmer. . . . Graf Rionuevo starb ohne Hinterlassung eines Testaments und die Gräfin Wittwe, welche den Schützling des Verstorbenen stets aus Herzensgrund gehaßt hatte, eröffnete ihm mit Thränen in den Augen und einem giftigen Lächeln auf den Lippen, daß er schleunigst das Haus verlassen möge, da seine Gegenwart sie an ihren Gatten erinnere und dies ihre Traurigkeit vermehre.

Gil Gil glaubte aus einem schönen Traume zu erwachen oder Alpdrücken zu haben. — Er verabschiedete sich, nahm die Kleidungsstücke unter den Arm, welche man ihm überlassen wollte, und verließ unter bitteren Thränen jene Stätte, die ihm kein gastliches Dach mehr war.

Arm, verlassen, ohne Angehörige mußte er für den Augenblick nicht, wo er sein Haupt niederlegen sollte. Da kam dem Unglücklichen in's Gedächtniß zurück, daß er in einem kleinen Gäßchen der Vorstadt de las Vistillas eine bescheidene Hütte besaß, in welcher sich auch eine Kiste befand, die sein wohl verpacktes Handwerkszeug enthielt. Dieses kärgliche Eigenthum hatte er einer alten Frau aus der Nachbarschaft zur Verwaltung übergeben, als er nach dem Tode des hiedern Schusters Juan Gil zum Grafen de Rionuevo übersiedelte. Seine alte Nachbarin suchte er auf und fand nicht nur Alles in größter Ordnung vor, sondern die gute Frau überreichte ihm sogar sieben Dublonen, den angesammelten Jahreszins der kleinen Wohnung, nicht ohne reichliche Freudenthränen über sein Kommen zu vergießen.

Er beschloß die Alte bei sich zu behalten und das auf-gegebene Schusterhandwerk wieder aufzunehmen und das Tanzen, Reiten, Fechten und Schachspielen ganz zu vergessen, . . . keinesfalls aber Helena de Monteclaro. Letzteres wäre ihm unmöglich gewesen!

Es versteht sich von selbst, daß er für sie und sie für ihn das Leben gelassen haben würde; doch bevor er sich stummer Verzweiflung über seine unauslöschliche Liebe hingäbe, beschloß er dem Abgott seiner Seele ein letztes Lebewohl zu sagen.

So kleidete er sich in sein schönstes Pagengewand und begab sich eines Abends nach dem Palast des Herzogs.

Vor der Thür desselben stand ein mit vier Mauleseln bespannter Reisewagen.

Helena bestieg ihn, von ihrem Vater gefolgt.

„Gil!“ rief sie mit sanfter Stimme, als sie den Jüngling bemerkte.

„Vorwärts!“ rief der Herzog dem Kutscher zu, ohne auf seine Tochter zu hören, oder den ehemaligen Pagen des Grafen Rionuevo zu beachten.

Die Maulthiere trabten von dannen.

Der Unglückliche breitete die Arme nach seiner Angebeteten aus, ohne die Zeit gefunden zu haben, ihr Lebewohl zu sagen.

„Wie schön!“ brummte der Psörtner, „gerade als wenn er sie umarmen wollte!“

Gil schreckte aus seiner Betäubung auf.

„Sie gehen fort!“ sagte er tief bekümmert.

„Ja, junger Herr, nach Frankreich“, entgegnete trocken der Psörtner, indem er ihm die Thür vor der Nase zuschlug.

Der Ex-Page kehrte verzweifelter als zuvor in seine armselige Wohnung zurück und betrachtete kummervoll das prächtige Gemand, welches er auszog, um sich in einen elenden Kittel zu hüllen. Dann schnitt er seine braunen Locken ab, entfernte den zarten Flaum, der schon auf seiner Lippe sproßte und nahm auf dem wackligen Schemel Platz, den Juan Gil während vierzig Jahre bei Reißten, Schusterpech und Hammer inne gehabt hatte.

Und so finden wir beim Beginn unserer Erzählung den vor, welcher, wie gesagt, „der Freund des Todes“ heißt.

II.

Größerer Dienst und Verdienst.

Es war zu Ende des Juni 1724.

Gil Gil betrieb schon zwei Jahre lang das Schusterhandwerk, doch glaube man nur nicht, daß er sich in sein Schicksal gefunden hätte.

Er arbeitete Tag und Nacht, um sein Leben zu fristen und beklagte es stündlich, daß seine schönen Hände dadurch verdorben wurden.

Während der ganzen Woche überschritt er die Schwelle seiner Wohnung nicht. Schweigend und griesgrämig lebte er dort, als einzige Zerstreuung auf das Geschwätz hingewiesen, mit dem die Alte ihm unaufhörlich von der Schönheit der Crispina Lopez und der Großmuth des Grafen Rionuevo unterhielt.

Aber am Sonntag ging eine völlige Umwandlung mit ihm vor. Gil Gil legte dann seine alten Pagenkleider an, welche die ganze Woche über wohl verwahrt blieben und bestieg die Stufen der Kirche San Millán, die dem Palast Monteclaro am nächsten lag und in der seine unvergeßliche Helena in früheren besseren Zeiten die Messe zu hören pflegte. Dort wartete er ein Jahr und noch ein zweites, ohne sie erscheinen zu sehen.

Statt dessen traf er Pagen und Studenten, mit denen er als Knabe verkehrt hatte; sie mußten ihn dann aus jenen Sphären erzählen, die er nicht mehr besuchte und durch sie erfuhr er auch, daß seine Angebetete noch immer in Frankreich weilte. Von diesen allen hegte keiner den Verdacht, daß der schöne, schwermüthige Jüngling nur ein Flickschuster war, sondern Jedermann glaubte, daß er den Grafen Rionuevo, der bei seinen Lebzeiten eine so übermäßige Zuneigung für den jungen Pagen zur Schau getragen, auch beerbt habe; es war ja nicht anzunehmen, daß seine Zukunft nicht gesichert worden wäre.

So standen die Dinge, als Gil Gil an einem Feiertage zwei prächtig gekleidete Damen von der Kirchthüre aus vorbei gehen sah, nahe genug, um in der einen seine unheilvolle Feindin, die Gräfin Rionuevo zu erkennen.

Bestürzt wollte sich der Jüngling in der Menge verlieren, als die andere Dame ihren Schleier lüftete und er . . . glücklicher Zufall! . . . seine theure Helena, die süße Ursache seines herben Kummers erkannte.

Der Arme stieß einen Freudenschrei aus und eilte auf die Schöne zu.

Helena erkannte ihn im Augenblick und rief mit derselben Zärtlichkeit wie vor zwei Jahren:

„Gil!“

Die Gräfin bot der Erbin von Monteclaro den Arm und flüsterte, sich zu Gil wendend:

„Ich habe Dir schon einmal gesagt, daß ich mit meinem Schuhmacher zufrieden bin . . . ich schaffe den alten nicht ab! . . . Laß' mich in Frieden!“ Gil Gil ward todtenbleich und taumelte gegen die Steinpfeiler des Atriums.

Helena und die Gräfin traten in die Kirche ein. Einige der nahebeistehenden Studenten, welche dieser Szene beigewohnt hatten, lachten aus vollem Halse, obschon sie den Zusammenhang nicht verstanden hatten.

Gil Gil ward nach Haus geführt — und dort wartete seiner ein neuer Schlag.

Die Alte, mit der er zusammen wohnte und die sein Ein und Alles war, rang mit dem Tode — an Altersschwäche, wie man zu sagen pflegt, ging sie zu Grunde. Ihn selbst warf eine heftige Gehirnerschütterung auf's Lager und er stand schon an der Pforte des Todes.

Als er nach vielen Wochen wieder zu sich kam, fand er einen Nachbar aus der Gasse neben sich, der ihm während seiner langen Krankheit Hilfe geleistet hatte, aber noch ärmer als er selbst, genöthigt gewesen war, die Möbel, das Handwerkszeug und alles Andere, mit Ausnahme der Pagenkleider zu verkaufen, um mit dem Erlös die Kosten für den Arzt und den Apotheker zu bezahlen.

Nach zwei Monaten verließ Gil Gil, durch seine Krankheit in Schulden gerathen, hungernd, in Lumpen gehüllt und ohne einen einzigen Meravedi in der Tasche, ohne Familie, ohne Freunde, selbst jener Alten beraubt, die er wie eine Mutter geliebt hatte und was ihm das Schlimmste schien, auch ohne Hoffnung, sich seiner Jugendfreundin, seiner erträumten und ersehnten Helena nähern zu dürfen, das Thor (das Asyl seiner Vorfahren war nun schon in Besitz eines andern Schuhmachers übergegangen) und bog auf gut Glück in die erste Gasse ein, auf die er stieß. Er wußte nicht, wohin er gehen, noch was er beginnen, oder womit er sein Leben fristen sollte.

Es regnete. Es war einer jener tieftraurigen Abende, an denen selbst die Uhren dem Tode nahe zu sein schienen, wo der Himmel mit Wolken und die Erde mit Schmutz bedeckt sind; wo die feuchte, dicke Luft sogar die Seufzer in des Menschen Brust zu ersticken scheint, an denen alle Armen Hunger, alle Waisen Kälte fühlen und die Bekümmerten diejenigen beneiden, die schon gestorben sind.

Die Nacht brach herein, Gil Gil hatte sich fieber-schauend an einem Thürpfosten zusammen gefauert und weinte in höchster Verzweiflung.

In dieser Verfassung stellte sich ihm der Gedanke an den Tod nicht schrecklich vor. Nein, in seiner Phantasie schwebte er ihm mild, schön, verklärt vor, ganz so, wie ihn Espronceda beschreibt.

Der Unglückliche kreuzte die Arme über die Brust, als könne er dadurch das süße Bild, welches ihn beruhigte, festhalten, jenes liebevolle Bild, welches ihm Frieden, Glück und Ruhe bot. Bei dieser Bewegung fühlte er, daß seine Hände einen harten Gegenstand berührten, den er in der Tasche trug.

Der Umschlag war ein plötzlicher; der Gedanke an das Leben, dessen Erhaltung Gils Seele bekümmert hatte, wie wir soeben mittheilten, packte ihn mit ganzer Gewalt, als sich ihm am Rande des Grabes ein nicht gehoffter Zufall bot.

Die Hoffnung flüsterte ihm tausend schmeichlerische Versprechen in's Ohr! Der berührte Gegenstand sei Geld, ein kostbarer Edelstein, ein Talisman . . . ein Etwas endlich, das Leben, Glück, Reichthum und Ruhm in sich berge, ein unbekanntes Etwas, das ihm zugleich die Liebe Helenas de Monteclaro wiederbrächte.

Kurz, er fühlte, daß er zum Tode sagte: „Gedulde Dich!“ und damit steckte er die Hand in die Tasche.

Aber ach! der harte Gegenstand war ein Fläschchen mit Schwefelsäure, oder deutlicher gesagt, Vitriol, welches er zur Pechbereitung gebrauchte, gewissermaßen sein letztes Stück Handwerkszeug, das er durch einen unerklärlichen Zufall in seiner Tasche vorfand. Die Hände des Unglücklichen stießen somit in dem Augenblicke, wo er einen Rettungsanker gefunden zu haben glaubte, auf eines der stärksten Gifte.

„Sterben wir also!“ sagte er resignirt, und setzte das Fläschchen an die Lippen. —

Da legte sich eine Hand, kalt wie Eis, auf seine Schulter und eine sanfte Stimme von himmlischer Milde flüsterte leise über seinem Haupte die Worte:

„Hollah, mein Freund!“

III.

Wie Gil Gil in einer Stunde Medizin studirt.

„Hollah mein Freund“, hatte man zu ihm gesagt. Keine lange Rede hätte Gil so überraschen können, wie dieser kurze Ausruf: Hollah, mein Freund.

Er hatte keine Freunde.

Doch noch mehr setzte ihn die Kälte der Hand in Erstaunen, die jenes räthselhafte Wesen auf seiner Schulter ruhen ließ und der Ton der Stimme nicht minder, die süß und mild, doch aber auch kalt wie Polarwind ihm ins innerste Mark drang.

Wir sagten schon, daß die Nacht dunkel war. Der arme Verwaiste konnte folglich die Züge des Unbekannten, der sich ihm genähert hatte, nicht unterscheiden. Er bemerkte jetzt eine Gestalt, die mit einer Art schwarzen Talar bekleidet war, wie ihn beide Geschlechter tragen.

Voll Zweifel und geheimem Grauen, dabei aber auch von Neugier ergriffen, erhob sich Gil Gil aus der zusammengekauerten Stellung am Thürpfosten und flüsterte mit matter Stimme, oftmals von Zähneklappern unterbrochen:

„Was willst Du von mir?“

„Das frage ich Dich!“ antwortete das unbekannte Wesen, seinen Arm mit vertraulicher Färtlichkeit um Gil Gil schlängelnd. „Du begehrest meiner!“

„Was? Ich —! Ich! . . . Ich begehre Niemand!“ entgegnete Gil, indem er versuchte sich aus der Umarmung loszumachen.

„Nun, weshalb riefest Du mich?“ antwortete das geheimnißvolle Wesen, seinen Arm nur um so fester pressend.

„Ach! . . . Laß' mich!“ . . .

„Beruhige Dich, Gil, ich will Dir kein Leid zufügen“, sagte die Gestalt. „Komme mit mir“, fügte sie hinzu, „Du hebst vor Hunger und Kälte Dort drüben sehe ich ein offenes Wirthshaus! Treten wir ein, ich habe Dir heute Nacht viel zu erzählen, aber zuerst sollst Du Dich durch einen Imbiß stärken.“

„Gut! . . . doch wer bist Du?“ . . . fragte Gil, dessen Neugier jedes andere Gefühl erstickte.

„Als ich zu Dir trat, sagte ich es bereits: „wir sind Freunde“, war die Erwiderung, „unterdrücke alles Mißtrauen, jeden Zweifel.“

„Ich bin Dein Freund und Du bist der Einzige auf Erden, den ich so nenne . . . und trotzdem bin ich die Ursache aller Deiner Unglücksfälle gewesen.“

„Ich kenne Dich nicht“, . . . entgegnete der Schuhmacher.

„Dessen ungeachtet habe ich Dein Haus oft betreten! Durch mich verlorst Du Deine Mutter bei Deiner Geburt; ich war die Veranlassung, daß ein Schlagfluß Juan Gil dahinraffte; ich schleuderte Dich aus dem Palaste Nionuevo; ich tödtete meuchlings an jenem Feiertage Deine alte Hausgenossin; ich endlich bin es gewesen, der Dir das Fläschchen mit Vitriol in die Tasche steckte.“

Gil Gil bebte wie Espenlaub; er fühlte wie sich ihm die Haare auf dem Kopfe sträubten und glaubte, daß in jedem Augenblick seine zuckenden Muskeln bersten wollten.

„So bist Du der Teufel!“ rief er endlich mit unsagbarem Entsetzen aus.

„Knabe!“ antwortete die in Trauergewänder gehüllte Gestalt, im Tone sanften Vorwurfs. „Woher nimmst Du den Muth mir Derartiges zu sagen? . . . Ich bin etwas viel Besseres und Heiligeres, als das traurige Wesen, welches Du nanntest!“

(Fortsetzung folgt.)

Ein Glücklicher.

Studie nach dem Leben von Victor Blüthgen.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Dann überlegte er eingehend, was mit seinem Kapital anzufangen wäre, um es auf beste Weise zu verwerthen.

Nicht Alles auf eine Karte setzen, das war der erste Grundsatz, zu dem er kam.

Sagen wir: die Hälfte fest anlegen, zu einem guten Zins und an sicherer Stelle. Die andere Hälfte doch irgendwie spekulativ verwenden; es ist Glücksgeld, vielleicht haftet das Glück daran. (Dieser Einfall imponirte Heller, er beschloß insgeheim, einen Aberglauben daran zu knüpfen; ohne sich das einzugestehen. Es ist ja das große Vorrecht des Menschen vor anderen Geschöpfen, sich selbst belügen zu können.) Aber wie? Es werden ihm von so verschiedenen Seiten Hypothesen angeboten — die Sache mit dem ländlichen Grundbesitz ist schon ganz gut, nur liegt diese Hypothek örtlich so weit ab! Man kann doch nicht wissen . . . und für die Spekulation bleiben übrig: Börsenpapiere eine eigene Geschäfts-

gründung . . . nein; oder mindestens eine mit einem Sozjus der die Arbeit thut, sodasß der Geldgeber ruhig bei Mehring und Compagnie weiter arbeitet, um nicht auf dem Trocknen zu sitzen, wenn das Geschäft schief geht . . . ach, die Entscheidung vertagt man lieber und wartet noch einige Zeit auf Vermehrung der Offerten, um eine reichliche Auswahl zu haben. Eine reizende Sache ist und bleibt es doch, so mit einem Male aus einem armen Teufel ein Mann von — von 30 — nun, sagen wir wenigstens 20 000 Mark zu werden.

Ja Teufel, er hat doch 30 000 Mark gewonnen, wie in aller Welt ist das möglich, daß diese in den wenigen Tagen auf 20 000 heruntergeschmolzen sind? Plötzlich wird ihm brühsiedend heiß und er springt auf und ist im Begriff Licht anzuzünden, um das Konto zu vergleichen . . . Ach, es ist nicht so schlimm! Er hat ja in Wirklichkeit 26 500 Mark —

gewonnen . . . besitzt auch noch fast 22 000 Mark, und für 1000 Mark Schuldscheine . . . nein, es ist nicht so schlimm.

Auf dem Flur giebt es Stimmen und Schritte. Eine Stimme ist die der Frau Briefmeister. „Hier, meine Dame.“ — „Ich danke“, sagt eine weiche, wohlklingende Frauenstimme, und es klopft.

„Herein“, ruft Heller und beeilt sich, den Cylinder von der Lampe und die Zündhölzer zur Hand zu nehmen.

„Guten Abend, mein Herr — ach verzeihen Sie . . .“
„Bitte, einen Augenblick!“

Das Rauschen von Frauenkleidern, ein Athmen wie nach angestrengtem Gange . . . eine so weiche Stimme . . . Heller schiebt bei Seite und sieht ein halb verschleiertes, blühendes Gesichtchen, eine volle, ebenmäßige, mittelgroße Figur. Ihm wird etwas unruhig zu Muth.

„So! Bitte, nehmen Sie Platz, meine Dame. Was führt Sie zu mir . . . mit wem habe ich das Vergnügen . . .?“

„Ach, mein Herr, ich fürchte, mein Brief ist nicht in Ihre Hände gelangt, ist unterschlagen worden. Ich bin ein armes Geschöpf, welches Ihre Hilfe anrief“ (hier nestelt sie den Schleier von dem hübschen Gesicht, welches so rosig von dem Gange und der kühlen Luft ist, mit einem Stumpfnäschen und zwei brennenden dunklen Augen) — „ich bin Wittwe, leider nur ein Jahr Frau gewesen, mein Mann war der verstorbene Redakteur am hiesigen Anzeiger, Gernheim — Sie haben ihn vielleicht gekannt . . .“ Das plappert so allerliebste, ein bisschen naiv, ein bisschen wehmüthig . . .

„Ich weiß nicht, meine Dame, ich habe da einen Brief allerdings bekommen, von Ihnen — wie ich glaube — ich habe noch längst nicht Zeit gefunden, alle Briefe zu erledigen, die mir zugegangen . . .“ (Er schämt sich ordentlich, gerade auf diesen Brief nicht geantwortet zu haben.)

„Ach mein Gott, die Herren haben im Allgemeinen nicht viel übrig, um die Ehre einer Frau vor dem Untergange zu retten; aber ich versuche Alles — Alles — Alles! Ich will doch sehen, ob es diesem Elenden gelingt, mich um 500 Mark zu seiner Sklavin zu machen. Es muß doch wenigstens einen Mann auf der Welt geben, der ein Herz in der Brust hat . . . bitte, bitte —“

Sie nahm die kleinen, fein behandschuhten Händchen aus der Muffe und faltete sie Heller entgegen.

„Das ist ja um aus der Haut zu fahren! Sie wird mich herumkriegen!“ sagte Heller bei sich. Er hat doch in der That ein Herz . . . dieses süße, erblühte Weib, das sich mit den Augen an seine Brust legt, um zu bitten . . . es wird ihm merkwürdig zu Muth, äußerst entgegenkommend; er muß sich durchaus zur Vernunft zwingen. Ueber diese Frau lohnt es, Erkundigungen einzuziehen.

„Ja, meine verehrte Dame, ich habe nur schon so viel ausgegeben, daß . . .“

„D bitte . . . bitte!“ Inständiger kann kein Mensch bitten!

„Wäre nicht der Weg zu einem Geistlichen der nächste für Sie gewesen?“

„Sie haben mich zur Standhaftigkeit ermahnt, aber Sie haben kein Geld für mich! Und was fange ich an, wenn man mich auf die Straße setzt, so wie ich hier bin, mittellos, Beschlag legt auf jeden Erwerbsspennig . . .“

„Ja, wovon leben Sie denn?“

„Ich führe jenem Schrecklichen die Wirthschaft . . . ersparen Sie mir's, den Namen zu nennen, ich bringe ihn nicht über die Lippen. Ich übernahm die Stellung, als mein Mann mich mit Schulden zurückgelassen. Tener Ehrlose hat mir das Geld aufgedrungen, um Gewalt über mich zu bekommen . . . o Gott, wie habe ich gekämpft seither . . .“

„Aber ich kann doch nicht mein ganzes bisschen Lotteriegewinn verschenken; wenn Sie wüßten . . .“

„Mein Gott, er hat auch kein Herz!“ murmelte sie und barg schluchzend ihr Gesicht in die Muffe.

Mit dem Widerstand Stephan Heller's war es zu Ende. Er ging bis vor sie hin. „Bitte, beruhigen Sie sich“ (er nahm sich die Courage, ihr sanft die Händchen mit der Muffe vom Gesicht zu ziehen), „ich will dies eine Opfer noch bringen. Soviel Schönheit und so unglücklich! Ich weiß nicht einmal, ob ich den Mann gar so schwer verdammen soll . . .“

Die dunklen, strömenden Augen blickten ihn mit einem Ausleuchten an . . .

„Etwas will ich, hol's der Kuckuk, wenigstens für meine 500 Mark haben . . .“ (er ging hastig, das Geld aus dem Schreibtisch zu holen). „Hier“, sagte er, und sah ihr verlangend nach den weichen, schwellenden Lippen, sah, daß sie die Augen senkte . . . und der Schwäche nachgebend beugte er sich vor, umfaßte sie rasch und küßte sie.

„Sie guter Mensch!“ O, es war Zeit, daß sie davon ging! Stephan Heller war Gemüthsmensch, und was seine Charakterfestigkeit anbetraf, so war sie sichtlich dieser Versuchung nicht gewachsen. Er blieb in nicht geringer Aufregung zurück. „Ich muß wissen, wie es um dies Weib steht“, murmelte er. Er dachte an den Redakteur und Klubgenossen Meier.

Da — auf der Treppe tappte es — war das wieder Jemand, der zu ihm wollte? Ach wahrhaftig, es kommt und klopft.

„Herein!“

Schüchtern wird die Thür geöffnet — wie, ist das nicht alle guten Geister: der Weinreisende von Rosenstiel in Mainz!
„Mein hochzuverehrender Gönner, ich bin auf das Tiefste zerschlagen, untröstlich . . .“

„Zum Teufel, Sie sind noch hier?“ Heller lacht laut auf.

„Aufzuwarten — aber in welcher Gemüthsverfassung! Soeben bekomme ich eine Depesche meiner Firma . . . ich bin völlig aufgelöst“ (er zog ein rothseidenes Taschentuch und trocknete sich die stark gelichtete Stirn) „womit habe ich das verdient, mein hochverehrter Herr? Habe ich irgendwie mich mißlieblich gemacht, einen Fehler begangen, eine Unbescheidenheit mir zu Schulden kommen lassen, so bitte ich tausendmal um Verzeihung! Aber keine so harte Strafe, mein hochverehrter Gönner . . . die Firma ist außer sich, mein ganzer Ruf steht auf dem Spiel . . .“

Heller lachte immer zu. „Gut, gut, meinewegen soll die Bestellung gelten — schicken Sie mir noch fünfmal so viel, ich werde morgen 100 Mk. an Rosenstiel in Mainz abgehen lassen.“

„Tausend Dank“, sagt inbrünstig der Weinreisende. „Wie ich mir erlaubte zu bemerken, Sie werden es nicht einen Moment bereuen, dessen bin ich versichert . . .“

„Nur nicht so bald wieder, bester Herr, wenn ich bitten darf—“

„Ganz wie Sie befehlen, es ist stets mein Prinzip gewesen, keinem unserer werthen Kunden lästig zu werden, dafür kann ich mich in jeder Form verbürgen. Darf ich mich alsdann gehorsamst empfehlen? Ich nehme das Gefühl der größten Hochachtung mit mir . . .“

Der Glückliche konnte den Lachreiz noch immer nicht beruhigen. Ein wohlthätiger Gegensatz gegen die Eindrücke der vorigen Szene! Aber, die Wahrheit zu sagen, es empfahl sich dringend, in den Stern zu gehen, die Möglichkeit, daß noch Jemand kam, um Herrn Stephan Heller's Freigebigkeit in Bewegung zu setzen, lag zu sehr vor Augen.

Nur noch 639 Mark zur Hand!

Meier kam heut' etwas später; er hatte noch einer Wahlversammlung beiwohnen müssen.

„Meier, hast Du den früheren Redakteur Gernheim gekannt?“

„Ja, er war ein leichtsinniges Huhn und starb am Schlag, ganz plötzlich. Ein famoseres Weib hatte der Kerl . . .“

„Kennst Du sie genauer?“

„Wenigstens ihrem Rufe nach. Warum?“

„Hm! Sie hat sich an mich gewandt . . .“

„Fall' nur nicht etwa drauf herein! Sie lebt mit dem alten Kortze, dem Stadtrath, zusammen. Dieser alte Sünder hat als Baumeister sein Schäfchen in's Trockne gebracht, aber er hält die Groschen zusammen und die Gernheim braucht viel . . . wenn sie einmal zu viel Rechnungen aufgesammelt hat, giebt's einen Krach; dann will sie aus dem Hause . . . aber sie führt's nie aus, denn sie schleicht erb bei dem Alten, und es ist gar nicht ausgeschloffen, daß sie demaleinst wenigstens ein großes Legat bekommt; vielleicht hat sie's schon verbrieft und versiegelt and weiß es. Gewöhnlich umgarnet sie dann irgend einen Gimpel mit Lieblichkeit, der ihr die Rechnungen bezahlt. Ich weiß es von dem jungen Aders, der auch einmal auf den Leim gegangen ist.“

(Fortsetzung folgt.)